

Kritik an Queer – Queere Kritik. Über die Abwehr der Gender/ Queer Studies und die Reduktion ihrer Komplexität

Zusammenfassung: Der Beitrag rekonstruiert anhand von Originalpassagen aus dem feministischen Magazin *EMMA* (2017) und dem Sammelband *Beißreflexe* (L'Amour laLove 2017) Diffamierungen der Gender und Queer Studies. Entlang diskursiver Verkettungen wird aufgezeigt, wie die Homogenisierung queerer Perspektiven nach einem Täter-Opfer-Prinzip, die Pathologisierung queerer Akteur*innen sowie die Individualisierung von Selbstkritik zur Verzerrung queer-feministischer Erkenntnisse führen. In gesellschaftsanalytischer Perspektive wird begründet, warum aktuelle Anfeindungen der Differenz als Antwort auf diskursive Werteverstärkungen und materielle Prekarisierungsprozesse verstanden werden können.

Abstract: The academic article refers to original passages from both the feminist magazine *EMMA* (2017) as well as the anthology *Beißreflexe* (L'Amour laLove 2017) in order to reconstruct defamations of Gender and Queer Studies. On the one hand, discursive concatenations show how the homogenization of queer perspectives based on a victim-offender principle lead to the distortion of queer-feminist findings. On the other hand, this holds true for the mongering of queer protagonists and individualization of self-criticism, too. By taking a perspective analyzing the society, reasons are given why current hostilities can be interpreted as the answer to discursive shifts of values and material processes of casualization.

Keywords: Gender, Queer, Anti-Genderismus, Beißreflexe, Political Correctness

Einleitung

Gleichwohl Debatten um die vermeintliche Zensur individueller (Rede-) Freiheit durch ein vorgeblich diktiertem (Über-)Maß an sogenannter *Political Correctness* historisch kein Novum darstellen, so hat doch der Grad an diffamierendem Sprechen (*Hate Speech*) gegenüber den multiplen Emanzipationsprojekten und politischen Erfolgen vielfältiger sowohl geschlechtlicher als auch sexueller Lebensweisen während der vergangenen Jahre zweifelsohne zugenommen. Ob in den Feuilletons etablierter Zeitungen, auf

Demonstrationen oder in sozialen Netzwerken, wiederholt stellen *Gender und Queer Studies* den Stein des Anstoßes für fundamentalistische Kontroversen dar. Im Rekurs auf affektiv aufgeladene Kampfbegriffe wie ‚Frühsexualisierung‘, ‚Ideologie‘ oder ‚Genderismus‘ wird eine mediale Skandalisierung evoziert, die von der vermeintlichen Sorge um das Wohl des Kindes, der Diskreditierung von Forschungseinrichtungen weiter über den Vorwurf der Steuerverschwendung bis hin zur Androhung körperlicher Gewalt gegenüber Kolleg*innen der interdisziplinären Frauen- und Geschlechterforschung reicht. Die Tatsache, dass derartige Diskursformationen kein ausschließlich ‚rechtes‘ Phänomen darstellen, gleichwohl vornehmlich rechtspopulistische Rhetorik herangezogen wird, verdeutlichte jüngst auch der Sammelband *Beißreflexe* (L'Amour laLove 2017a) sowie die im Magazin *EMMA*¹ angeheizte Debatte über ‚Sprechverbote‘, ‚Psychoterror‘ und ‚autoritäre Sehnsüchte‘ in queer-feministischen Kontexten, auf die Repliken von Gendertheoretiker*innen in *ZEIT* (Judith Butler und Sabine Hark)² und *Missy Magazin* (Paula Irene-Villa)³ folgten. Gleiches gilt für eine – ebenfalls in der *ZEIT* publizierte – Stellungnahme⁴ zu diesen Repliken, in der Alice Schwarzer Gender und Queer Studies akademische Selbstreferenzialität und sektiererische Denkmuster attestiert.

Um zu verstehen warum die Abwehr der *Gender und Queer Studies* eine solche Intensivierung erfahren hat, erläutert der Beitrag anhand „diskursiver Verkettungen“ (Tuider 2016, S. 179)⁵, wie dekonstruktive Erkenntnisse durch vereinseitigende Lesarten im Magazin *EMMA* und im Sammelband *Beißreflexe* fehlinterpretiert werden.

Kritik an Queer –Bis(s) zur Unkenntlichkeit

Das feministische Magazin *EMMA* titelte auf dem Cover der Juli/August Ausgabe 2017 „UNI. DENKVERBOTE UND PSYCHOTERROR. WAS IST LOS?“. Damit bot es im Dossier vier *Beißreflexe*-Autor*innen Raum für eine vermeintlich kritische Auseinandersetzung mit dem „fatalen Bündnis“ zwischen „Politischer Korrektheit und Islamliebe“, das zu einer beispiellosen „Abkopplung des Universitäts-Betriebs von der gesellschaftlichen Wirklichkeit“ geführt habe, wie Alice Schwarzer im Verweis auf das Dossier zu Beginn des Heftes konstatiert (Schwarzer 2017a, S. 6f.). In Verdichtung der hierin angeführten ‚Argumentationen‘ lassen sich in Anschluss an die Analyse Floris Biskamps (2017) drei, in ihrer Intensität variierende, häufig jedoch miteinander verkettete Motive herausarbeiten, die folgend entfaltet werden sollen: a) die Homogenisierung und Vereindeutigung queer-feministischer Perspektiven nach einem Täter-Opfer-Prinzip, b) „die Tendenz, die realen Argumente queerer Kritik grob zu verzerren und

die Akteur[*]innen des Queerfeminismus zu pathologisieren“ (Biskamp 2017, o.S.) und schließlich c), die Abwehr struktureller Verstrickungen in interdependente Macht- und Herrschaftsverhältnisse durch Reduktion von Selbstkritik auf Fragen der individuellen Un/Schuld.

*Homogenisierung und Vereindeutigung von Queer
nach einem Täter-Opfer-Prinzip*

Bereits im Editorial (Schwarzer 2017a), in dem von einer „fanatisierten Minderheit“ und „Terrorclique“ in Form einer „selbstgerechten (pseudo) linken Sekte“ junger Frauen berichtet wird, die Hunderte von Anwesenden während einer Diskussion zu einem Vortrag von Alice Schwarzer einzuschüchtern vermochte, dokumentiert sich die Stoßrichtung der vorgeblichen Kritik, die gleichfalls im Dossier der *EMMA* und – freilich nicht in allen, aber doch in zahlreichen, – Beiträgen des Sammelbandes eingeschlagen wird. Gemäß einem Täter-Opfer-Prinzip werden zunächst (ver-)eindeutige(nde) Selbst- und Fremdpositionierungen konstruiert, sodass einerseits das Bild einer mächtigen, aber doch wahnsinnigen Minderheit, die einer Art Gender-Clan oder Sekte⁶ gleiche, und andererseits die Skizze einer vernünftigen, aber durch erstere Gruppe bedrohten Mehrheit entsteht. Demzufolge hätte sich an Universitäten und innerhalb aktivistischer Kontexte eine „Art Inquisition queerfeministischer Bauchschmerzen“ (L'Amour laLove 2017c, S. 24) etabliert, unter der bereits heute die Rede- und Denkfreiheit der LGBTTIQ* Community und bald auch die der Mehrheitsgesellschaft leide, wenn nicht endlich jemand wage, diesen *autoritären Sehnsüchten* Einhalt zu gebieten.

Während in einigen der Beiträge über eine affektive Ebene versucht wird Gender und Queer Studies in die Nähe realer Terrororganisationen zu rücken, werden queer-feministische Akteur*innen in Schwarzers Beitrag (2017a, S. 6) ohne Umschweife zum „Bazillus des Gesinnungsterrors“ stilisiert und dadurch gleich in doppelter Weise problematisch, indem diese sowohl als individuelle (Krankheit) als auch gesellschaftliche Bedrohung (Terror) konstruiert werden. Zur Legitimation der unsachgemäßen ‚Kritik‘ an Queer und Überhöhung der damit suggerierten ‚Gefahr‘ trägt im weitesten Sinne die Verwendung des Terrorbegriffs bei: Schließlich bezeichnet Terror

eine Gewalt, die mit drastischer Rücksichtslosigkeit Menschenleben bedroht, die Staatengemeinschaft in Schrecken versetzt und zu Abwehrmaßnahmen herausfordert [...]. Genderterror ist [...] ein Unwort, weil es ein äußerst brutales Phänomen anzeigt und die imaginäre Vorstellung eines gewalttätigen Sachverhalts formuliert, dem keine Realität entspricht, also irreführend ist (Metz-Göckel 2018, o.S.).

Die als homogen entworfene Gruppe von Genderterrorist*innen – in der kein Dialog, sondern einzig das Wort der „Chefdenkerin der Queer-Theorie“ (Schwarzer 2017b, o.S.) zähle, also „ein Judith-Butler-Monolog“ (Vukadinović 2017, S. 69), herrsche, – agiere zwar aus einer „queeren Blase“ (Wettig 2017, S. 64), einem „akademischen Paralleluniversum“ (Vukadinović 2017, S. 69) heraus, übe faktisch jedoch einen überproportionalen Einfluss auf akademische wie auch aktivistische Lebens- und Arbeitsbereiche. Dementsprechend sei *der* Queerfeminismus in der Lage, über exkludierende Praktiken und die reflexartige Verhängung von Sprech- und Denkverboten (*Beißreflexe*) Selbstkritik abzuwehren (vgl. L'Amour laLove 2017c, S. 16 ff.), feministische Akteur*innen mit negativen sozialen Konsequenzen zu sanktionieren (vgl. Linkerhand 2017a, S. 70) oder sogar ganze Studiengänge zu einem „Spießbrutenlauf“ (Wettig 2017, S. 65) für all jene werden zu lassen, die sich *den* Queers widersetzen. Die hierdurch erzeugte Vorstellung eines queeren Kontrollregimes wird dabei durch drei rhetorische Figuren unterstützt:

Erstens werden Exzesse [z.B. fragwürdige Formen der Identitäts- und Privilegienkritik] einiger Ränder queerer Szene mit dem Queeraktivismus schlechthin identifiziert (die Verallgemeinerung von Besonderem), zweitens werden allgemeine Probleme linker Praxis und Politik [z.B. spezifische Verhaltens- und Szenecodes, die exkludierende Wirkung entfalten können] zu spezifischen Problemen queerer Politik umgedeutet (die Verbesonderung des Allgemeinen) und drittens schließlich wird das Ausmaß des Phänomens in einer Weise aufgeblasen, die es als Bedrohung der Freiheit in der Gesellschaft überhaupt erscheinen lässt (alarmistische Übertreibung) (Biskamp 2017, o.S.).

*Verzerrung queerer Theorien und Pathologisierung queerer Akteur*innen*

Schuld am skizzierten Bedrohungsszenario, das die Denkfreiheit einzuschränken vermöge, sei eine „pseudofortschrittliche Ideologie“ (Wettig 2017, S. 64), die mit der „Machtübernahme des Queerfeminismus in den 1990er Jahren“ (Linkerhand 2017b, S. 55) an deutschsprachige Universitäten gelangt sei. Komplexe *feministische* (!) Fragen⁷, die keineswegs ein exklusiver Untersuchungsgegenstand poststrukturalistischer Gender/Queer Studies darstellen, reduzieren sich in den Beiträgen häufig auf die folgende simple Formel: Queerfeminismus behauptete, es gäbe „keine Natur bzw. keine Realität“ (Vukadinović 2017, S. 67) hinter dem Geschlecht, und würde utopischer Weise suggerieren, „jeder Mensch könnte hier und jetzt sein, wonach ihm gerade zumute ist. Und er, der Mensch, müsse auch keinesfalls wählen zwischen zwei Geschlechtern, schließlich gäbe es viele Spielarten und Facetten der Geschlechteridentität. Einfach queer sein!“ (Schwarzer 2017b, o.S.). Durch systematisches *Misreading* wird die seit Jahrzehnten geführte Debatte über die *soziale Konstruktion von Geschlecht*, die moderate

als auch radikale Positionen umfasst, in unzulässiger Weise vereinheitlicht und als Alleinstellungsmerkmal des Queerfeminismus‘ dargestellt. Das Spektrum geschlechterwissenschaftlicher Erkenntnisse wird hierüber auf eine alltagsnahe Kleidermetapher simplifiziert, wodurch die kontraintuitive Lesart nahegelegt wird, Geschlecht werde in queer-feministischen Zusammenhängen nicht etwa als soziale *Existenz-* (vgl. Maihofer 1999) oder *Lebensweise* (vgl. Hartmann 2002) verhandelt, sondern als volitionaler *Lebensstil*, der ohne Körperlichkeit auskomme. Eine derart unzulässige Reduktion theoretischer Komplexität entspricht freilich nicht dem Stand der Frauen- und Geschlechterforschung, wie es schon ein rascher Blick in entsprechende Einführungswerke ans Licht bringen würde (vgl. Degele 2008). Und auch die in den Beiträgen kritisierten Theoretiker*innen, Judith Butler und Sabine Hark, haben wiederholt darauf aufmerksam gemacht, dass dekonstruktive Perspektiven keineswegs die Materialität des biologischen Körpers negieren: „Davon zu sprechen, dass Geschlecht eine kulturelle Konstruktion ist, die beispielsweise zweigeschlechtlich organisiert sein kann, aber nicht muss, heißt ja nicht, in Abrede zu stellen, dass wir alle in und mit einem Körper leben“ (Hark 2018, o.S.).

Im Zuge der Verzerrungen wird des Weiteren ein mit *Critical Whiteness, Post-colonial Studies* und dem Paradigma *Intersektionalität* vollzogener „Aufmerksamkeitswechsel“ (Vukadinović 2017, S. 67) beklagt, der weg von einer vermeintlich unmittelbaren und ‚reinen‘ feministischen Praxis, die materielle Ungleichheiten und patriarchale Gewalt wirksam zu bekämpfen wisse (vgl. Wettig 2017, S. 64; Linkerhand 2017a, S. 70f.; Hayner 2017, S. 72), hin zu einer zahnlosen Identitätskritik geführt habe, sodass der Queerfeminismus – ‚verunreinigt‘ durch intersektionale Reflexionen – zu den Anwält*innen des Islams werde, faktisch jedoch lediglich Privilegien der Mehrheitsgesellschaft anprangere. Eine solche Lesart tendiert dazu, die global und historisch variierenden Anliegen von Frauenbewegungen und Feminismen samt der darin entwickelten intersektionalen Perspektiven auf multiple Geschlechterverhältnisse – die vom Recht auf sexuelle und geschlechtliche Selbstbestimmung, der Kritik an Mehrfachunterdrückung, der Freiheit von Gewalt bis hin zu subtilen, auch diskursiven Gewaltmechanismen reichen (vgl. Holland-Cunz 2018) – zu übersehen. Ungeachtet der hiernach als *eigen* ausgegebenen feministischen Wurzeln, die sich bei genauer Betrachtung lediglich als *ein* Strang unter vielen herausstellen, wird die Behauptung aufgestellt, dass im Zentrum der Gender und Queer Studies „nicht mehr erfahrenes Leid, sondern die fantasierte Gerechtigkeit durch einen Ansatz, der möglichst ‚alle‘ nennen will“ (L’Amour laLove 2017c, S. 28) stehe.

Wissenschaftler*innen, die sich aus einer diskurstheoretischen Perspektive mit intersektionalen Formen von Gewalt befassen und nach der (Re-)Produktion okzidentaler und eurozentristischer Überlegenheitsimperative fragen – etwa im Zusammenhang mit Intimchirurgie, anti-muslimischen Diskursformationen ‚nach Köln‘ (Hark/Villa 2015) oder ‚schwulen (Un-)Sichtbarkeiten‘ (Çetin/Voß

2016) – werden in dieser Lesart als gewaltrelativierende, -verleugnende oder gar -verherrlichende Fanatiker*innen im Elfenbeinturm pathologisiert, die sich ignorant gegenüber den globalen Formen wie auch den realen Opfern geschlechterbezogener Gewalt verhielten. Im Zuge der Imagination eines aufgeklärten, europäischen und nationalen Innenraums wird in der Konsequenz wiederholt darauf verwiesen, dass Queerfeminismus ein äußerst unkritisches Verhältnis zum (politischen) Islam einnehme (vgl. Vukadinović 2017; Hayner 2017).

Faktisch existierende und durchaus als problematisch sowie patriarchal zu bezeichnende Geschlechterverhältnisse und Gewaltformen werden vor diesem Hintergrund nicht als ein *gesamtgeseftliches Phänomen* innerhalb komplexer globaler Bedingungsgefüge verstanden, das es differenziert zu analysieren gilt, um nachhaltige Strategien zur Verringerung von Verletzungen zu entwickeln, sondern primär im Zusammenhang mit dem Islamismus (vgl. Wettig 2017, S. 64), islamischen Diktaturen (vgl. Linkerhand 2017b, S. 149), islamischer Frauenverachtung (vgl. ebd., S. 150), europäischen Moscheepredigern, der Burka, verstanden als mobiles „Stoffgefängnis“ (Vukadinović 2017, S. 67f.), dem „politischen Islam“ (Hayner 2017, S. 73), muslimischen Familien, Staaten und Ländern (vgl. Kunstreich 2017, S. 75ff.; Linkerhand 2017b, S. 161) oder schlicht *dem* Islam vermutet (vgl. Linkerhand 2017a, S. 70; Linkerhand 2017b, S. 158; L'Amour laLove 2017b, S. 35; 2017d, S. 158, 161). Indem Rassismus, wie etwa in der Einleitung des Sammelbands (L'Amour laLove 2017b, S. 10), als ein zwar existierendes, jedoch vorwiegend rechtspopulistisches Phänomen adressiert wird, gelingt es, trotz der offenkundigen Reproduktion rassifizierender Deutungen, in Distanz zu den eigenen Verstrickungen mit rassistischen Strukturen zu treten und Selbstkritik abzuwehren. In Anlehnung an die von Astrid Messerschmidt (2011) rekonstruierten, postnationalsozialistischen Verlagerungsformen von Rassismus in den Bereich des Rechtsextremismus lassen damit ebenso die in *Beißreflexe* erkennbaren *Distanzierungsmuster* Rassismus „als etwas erscheinen, das nicht zum ‚Eigentlichen‘ der Gesellschaft [hier: des Feminismus‘ F.C.K.] gehört und repräsentieren Rassismus als -Ausnahme- und Randphänomen“ (Messerschmidt 2011, S. 41).

Bei genauer Betrachtung wird ersichtlich, dass der Vorwurf, queerfeministische Akteur*innen wollten Gewalt relativieren oder sogar befördern, keineswegs haltbar ist. Dies unterstreicht nicht zuletzt die Tatsache, dass gerade innerhalb des weiten Feldes der Gender/Queer Studies zahlreiche Erkenntnisse zur differenzierteren Analyse subtiler wie auch konkreter, intersektionaler Gewaltmechanismen (vgl. Sauer 2011) entwickelt wurden und sich die von Schwarzer kritisierten Autor*innen deutlich gegen jede Relativierung sexualisierter Gewalt ausgesprochen haben:

Klar sollte sein, dass Gewalt als solche benannt, gesellschaftlich geächtet und strafrechtlich sanktioniert werden muss, egal von wem sie ausgeübt wird. Und das gilt auch für sexualisierte Gewalt, gleich wer sie verübt und wem sie widerfährt. Die politische und

wissenschaftliche Debatte darüber muss offen, kritisch und differenziert erfolgen, ohne Zusammenhänge oder gar Kausalitäten vorwegzunehmen, aber auch ohne mögliche Verflechtungen auszublenden oder vorab für irrelevant zu erklären (Hark/Villa 2017, S. 94).

Abwehr struktureller Verstrickungen in Macht- und Herrschaftsverhältnisse durch Individualisierung von Selbstkritik

Eine dritte Strategie, um die Komplexität queerfeministischer Kritik zu reduzieren, stellt die, durch den Herausgeber des Sammelbandes betriebene, Individualisierung von Kritik über Konzepte wie *Schuld, Scham, Buße, Verbot* und *Erlösung* dar (vgl. L'Amour laLove 2017c, S. 19 f.), über die suggeriert wird, Gender und Queer Studies – aufgeblasen zu einer Quasi-Pastoralmacht – übten eine restriktive *Kritik des Verhaltens* aus. Analysen zur gesellschaftlichen Situierung des Subjekts – wie sie seit geraumer Zeit innerhalb feministischer Kontexte (Haraway 1988) verhandelt werden – oder Kritiken über die Konstitution hegemonialer *Subjektpositionen* und (Un-)Sichtbarkeiten werden in verfälschender Weise mit einer Kritik an *Individuen* gleichgesetzt und hierüber zum Sündenfall verkehrt, der mit fragwürdigen Bekenntnispraxen und Strafe einhergehe. Die nicht nur in queeren, sondern ebenso in ableismus- und rassismuskritischen Kontexten verhandelte Idee, *Verantwortung* für einen reflektierten Umgang mit der eigenen, mehrdimensionalen Situierung und den subjektivierungsbezogenen (De-)Privilegierungen innerhalb asymmetrisch strukturierter (Bildungs-)Räume zu übernehmen, wird dadurch auf eine individuelle Schuldfrage verkürzt, „freilich ohne je zu belegen, dass den Privilegierten für ihre Privilegien Schuld gegeben wird“ (Biskamp 2017, o.S.).

Anstatt eine *strukturelle* Kritik der Verhältnisse in Relation zu einer *subjektbezogenen* Kritik des *involvierten* Verhaltens (vgl. Klenk/Langendorf 2016) zu setzen, wie es etwa mit dem Konzept der Subjektivation in Anschluss an Judith Butler möglich ist, lässt der Sammelband eine Kritik der Verhältnisse in undialektischer Weise in einer Kritik des Verhaltens aufgehen und reproduziert auf diesem Wege genau jene Verkürzungen, welche er vorgibt aufzudecken. Die religiös aufgeladenen Motive lassen vermuten, dass es in queer-feministischen Zusammenhängen nach wie vor eine Herausforderung darstellt, die hierin forcierte Kritik an den subjektiven Verstrickungen mit Macht- und Herrschaftsverhältnissen und die eigene, aktive Beteiligung an der (Re-)Produktion selbiger – etwa durch *Doing Difference* Prozesse – wahrzunehmen und in einer selbstkritischen Form im eigenen Handeln zu adressieren. Wie hervortritt, zeigt sich, dass in den angeführten Beiträgen der *EMMA* und des Sammelbands somit selbst *Beißreflexe*, also reflexartige Mechanismen der *Abwehr* von Selbstkritik zum Tragen kommen, hinter denen postkoloniale Selbstbilder einer postnationalsozialistischen Gesellschaft vermutet werden dürfen,

die vom „Wunsch, unschuldig zu sein“ (Schneider 2010, S. 122) getragen werden (vgl. Messerschmidt 2016).

Die Simultanität, mit der geschlechter- und sexualpolitische Anliegen *abgewehrt* und zugleich in reduktionistischer Weise *aufgegriffen* werden, um sie – nicht nur, aber speziell auch – in den Dienst rassifizierenden Sprechens zu stellen und für eigene Zwecke zu instrumentalisieren, bedingt die Konstruktion falscher Oppositionen (LGBTTIQ* vs. [muslimische] Migranten; [deutsche] Frauen vs. [nordafrikanische] Geflüchtete, [gute] Feministinnen vs. [böse] Queers), durch die gerade jene Subjekte gegeneinander ausgespielt werden, welche – *erstens* – faktisch keineswegs derart exklusiv sind, wie sie zuweilen verhandelt werden, und – *zweitens* – deren verbindendes Moment, bei aller individuellen Unterschiedlichkeit vielleicht gerade darin zu sehen wäre, dass die jeweiligen *Subjektpositionen* mit einem strukturell erhöhtem Risiko der symbolischen Marginalisierung und materiellen Prekarisierung verbunden sind; sprich, ihnen eine besondere *Vulnerabilität* immanent ist.

Die Autor*innen nehmen dadurch Teil an *rassismusrelevanten Diskurssträngen*, die diskriminierende Effekte zeitigen und strukturelle Ungleichheiten legitimieren können, ohne dass sie deshalb *als* Rassist*innen zu bezeichnen wären. Die zentrale Frage, die vor dem Hintergrund der mehrdimensionalen Situierung der Subjekte in queeren Kritiken gestellt wird, zielt ja gerade nicht auf die Un-/Schuld der Akteur*innen ab. Sie fordert ‚lediglich‘ einen *verantwortungsvollen* Umgang mit der Tatsache ein, dass Subjekte aufgrund historischer (Dis-)Kontinuitäten innerhalb globalisierter Macht- und Herrschaftsverhältnisse stets nur als bestimmte Subjekte existieren und über die fortlaufenden Prozesse der Subjektivation in problematische – nicht nur rassifizierende – Sprech-, Deutungs- und Handlungspraxen verstrickt sind, sich aktiv an eben diesen beteiligen und über ihr wiederholtes Sein (Identitätsbildung) und Tun (Verhalten) reifizieren, zugleich aber auch unterbrechen können. Anstatt also über Schuld oder Unschuld der Akteur*innen zu sinnieren, gelte es vielmehr zu erörtern, wie ein (selbst-)kritischer Umgang mit der Tatsache der Involviertheit des Subjekts befördert werden könnte, um in Theorie und Praxis Verantwortung dafür zu übernehmen, dass ein allumfassendes, inkludierendes Sprechen, Denken und Handeln unter gegebenen Bedingungen nicht zu realisieren ist, es aber dennoch gilt, proaktiv auf ein solches Ziel hinarbeiten.

Werteverschiebung und Prekarisierung als neuralgische Punkte anti-pluralistischer Diskurse

Angesichts der rekonstruierten Abwehrmechanismen von Selbstkritik, gilt es nicht nur aufzuzeigen, *wie* in anti-pluralistischen Debatten zentrale Erkenntnisse der Gender und Queer Studies instrumentalisiert werden, sondern ebenso darüber

nachzudenken, *warum* die Mobilisierung von Differenzkategorien wie Geschlecht, Sexualität und Nation eine derartige Konjunktur erfährt. Hierbei muss gleichfalls gefragt werden, welche Funktion anti-pluralistische Diskurse in der Spätmoderne erfüllen.

Der Soziologe Andreas Reckwitz (2017) interpretiert die seit den 1990er Jahren zunehmende Etablierung identitärer Bewegungen in Politik und Gesellschaft als eine Spielart der sich in der Spätmoderne formierenden kulturessentialistischen und kulturkommunitaristischen (*Neo-*)*Gemeinschaften*. Sogenannte *Neogemeinschaften* stellen demnach kein anti-modernes Phänomen dar, wie vielleicht zunächst vermutet werden könnte, sondern sie sind eine spezifische „Reaktion auf die Kultur der Moderne *innerhalb* von dieser“ (Reckwitz 2017, S. 324). Sie fungieren als ‚partikulare Kollektive‘ mit Identifikationspotenzial, das einen Gegenentwurf zur hochqualifizierten, kosmopolitischen, diversitätsorientierten sowie neo- und linksliberalen Mittelklasse in den Großstädten – den sogenannten Träger*innen der Hyperkultur (Über-Kultur) – bildet. Ausgehend davon sind (Neo-)Gemeinschaften als Antwort auf die dynamischen und häufig marktförmig verlaufenden kulturellen Werteverstärkungen (Ent-/Valorisierungsprozesse) zu verstehen, im Rahmen derer diverse Objekte und Praktiken – zunehmend losgelöst von ihrer Funktionalität – von den Subjekten als Ressourcen zur individuellen Selbstverwirklichung genutzt werden (sollen). Dies bedingt in der Konsequenz, dass Vielfalt, Hybridität und Singularität(en) eine kulturelle Aufwertung erfahren und an Attraktivität im Wettbewerb um Sichtbarkeit und Anerkennung gewonnen haben, wohingegen Homogenität, Eindeutigkeit und bestimmte Gemeinschaftsformen an Absolutheitsanspruch und Stabilität verlieren.

Erkennt man in den sich verändernden Werteverstärkungen eine Verlagerung vom Allgemeinen hin zum Besonderen und führt sich vor Augen, dass die unmarkierte Subjektposition des allgemein Menschlichen – nicht zuletzt in und durch Erziehungs- und Bildungskonzeptionen (re-)produziert – historisch mit der des *weißen*, fähigen, vernunftbegabten, bürgerlichen, heterosexuellen, europäischen Mannes in eins fällt, so wird ersichtlich, dass Aufklärungsprojekte zweiter Ordnung, die sich für die Emanzipation von ‚Wilden‘, ‚Krüppeln‘, ‚Irren‘, ‚Asozialen‘, ‚Perversen‘ und ‚geschlechtlichen Grenzgänger*innen‘ einsetzen, den bis dato geltenden und bis in die Gegenwart (nach-)wirkenden Herrschaftsanspruch des ‚männlichen‘ (etc.) Subjekts und all jener, die sich näher an diesem Ideal bewegen, unterminieren. Die Abwehr von Vielfalt plausibilisiert sich in dieser Lesart als ein Versuch der „*Resouveränisierung*“ (vgl. Casale/Forster 2006) mittels Re-Stabilisierung vormals gültiger Macht- und Herrschaftsansprüche, deren – nicht nur, aber auch durch queer-feministische, antirassistische und intersektionale Kritikprojekte entlarvt – Kontingenz durch die Instrumentalisierung von Differenzkategorien im Rekurs auf *moralische* (z.B. über die Diskreditierung vielfältiger geschlechtlicher

und sexueller Lebensweisen als gesundheitsschädliche Lebensstile), *räumliche* (z.B. über nationalistische Konstruktionen eines vermeintlich ‚reinen‘ und von außen bedrohten Innenraums) und (*über-*)*zeitliche* (z.B. über kulturessentialistische oder biologistische Fremd- und Selbstnarrationen) Begründungsmuster zu verschleiern versucht wird.

Anti-pluralistische Diskursformationen können hiernach – *erstens* – als eine Reaktion auf gesellschaftliche Werteverstärkungen interpretiert werden, innerhalb derer Singularität und Diversität nicht mehr primär als Problem oder Herausforderung gilt, sondern zunehmend als wertzuschätzende und zu verwertende Ressourcen, die, etwa im Kontext von *Gender Mainstreaming* oder *Managing Diversity*, aktiv gefordert und gefördert wird. In der Erziehungswissenschaft dokumentieren sich diese Verstärkungen etwa anhand der Konjunkturzyklen von Termini wie *Heterogenität* (vgl. Koller/Casale/Ricken 2014) und *Inklusion* (vgl. Kluge/Liesner/Weiß 2015), an dem gestiegenen Anspruch auf *Binnendifferenzierung* in der Pädagogik sowie am Beispiel variierender Bedarfe *differenzsensibler Spezialkompetenzen* (z.B. Gender-, Diversity- und Interkulturelle Kompetenz). Eine allgemeine Abkehr vom Sozialisationsparadigma hin zum *Individualisierungstheorem* sowie der gestiegene Bedarf empirischer Forschung, die den Fokus primär an sozialen Praktiken ausrichtet, kann, ebenso wie die verstärkte Rezeption poststrukturalistischer Erkenntnisse, zum einen als ein Teil und zum anderen als das Ergebnis entsprechender Verstärkungen interpretiert werden (vgl. Dausien/Walgenbach 2015).

In Ergänzung zu den beschriebenen Werteverstärkungen kann die zunehmende Abwehr der Gender und Queer Studies – *zweitens* – als ex- und implizite Reaktion auf diskursive und materielle *Prekarisierungsprozesse* gelesen werden, über die versucht wird, die ambivalenten und in verschiedenen Sphären un-/gleichzeitig verlaufenden Erfahrungen der „Prekarität und Prekarisierungen zu bewältigen“ (Wimbauer/Motakef/Teschlade 2015, S. 52). Positiv gewendet deutet die Vehemenz, mit der anti-feministische bzw. generell anti-pluralistische Debatten global und lokal geführt werden, darauf hin, dass bestimmte epistemologische Gewissheiten und ontologische Grundlagen über Geschlecht, Sexualität und (interdependente) Differenz erodieren und ihre „naturalisierte und veralltäglichte Evidenz“ (Hark 2016, S. 56) einbüßen, was aus der Perspektive der Gender und Queer Studies heraus, verstanden als „paradigmatische Verunsicherungswissenschaften“ (Degele 2003, S. 9), durchaus zu begrüßen ist. Übersehen werden darf in diesem Zusammenhang jedoch nicht, dass die Destandardisierung sozialer Existenzweisen und die Deregulierung von Lebensformen ebenso wie die Flexibilisierung von Arbeits- und Lebensverläufen zum einen in weiten Teilen nach wie vor einer *rhetorischen Modernisierung* (vgl. Wetterer 2003) gleichen, faktisch also differenzbezogene Unterdrückung und Ausbeutung weder in globaler, europäischer

noch nationaler Perspektive suspendiert sind, und zum anderen, dass diese gesellschaftlichen Wandlungsprozesse kein *alleiniges* Ergebnis der Gender und Queer Studies bzw. entsprechender Politiken darstellen. Vereinseitigende Erzählungen über vermeintliche Gewinner*innen und Verlierer*innen von Werteverchiebung und Prekarisierung, wie sie in anti-feministischen Diskursformationen bemüht werden, tendieren dazu, die Widersprüche spätmoderner Wandlungsprozesse zu negieren, sodass deren Janusköpfigkeit übersehen wird.

Bei dialektischer Betrachtung gesellschaftlicher Wandlungsprozesse offenbart sich demgegenüber, dass diese nicht per se mit einer uneingeschränkten Erhöhung individueller Freiheit auf der einen – auch *nicht* für vormals marginalisierte Subjekte wie LGBTTIQ* Personen – und mit dem prinzipiellen Verlust von Freiheit auf der anderen Seite – auch nicht für diejenigen, deren Privilegien an Exklusivität einbüßen, – gleichzusetzen ist, sondern mit durchaus widersprüchlichen An- und Herausforderungen einhergehen. Die Vervielfältigung, etwa von geschlechtlichen und sexuellen Lebensweisen, wie sie der Sexualwissenschaftler Volkmar Sigusch (2005) mit dem Begriff der *Neosexualitäten* beschreibt, oder Transformationen im (Zwei-)Geschlechterverhältnis, die neue Modelle *individualisierter Weiblichkeit* denk- und lebbar werden lassen, wie sie die Erziehungswissenschaftlerin Christine Thon (2012) rekonstruiert, stellen in diesem Sinne veränderte Formen der Subjektivierung dar, die sowohl Momente der *Integration als auch* der *Subversion* transportieren: Sie bieten einerseits neue Handlungsoptionen und erweiterte Möglichkeiten zur *Selbstverwirklichung*, erhöhen allerdings andererseits ebenso die *Selbstverantwortung* – bis hin zum Selbstzwang – zur proaktiven Ausgestaltung und kontinuierlichen Verwertung der eigenen, möglichst einzigartigen Subjektivität innerhalb bestimmter Felder (z.B. auf dem Arbeitsmarkt oder in Paarbeziehungen), ohne dass mehrdimensionale Macht- und Herrschaftsverhältnisse in ihrer Interdependenz von Klasse, Heteronormativität, Dis/Ability und Rassismus als strukturelle Bedingung der Möglichkeit von Sozialisation bzw. – poststrukturalistisch gewendet – *Subjektivation* obsolet geworden wären.

Vor dem Hintergrund der Transformation des Wohlfahrtsstaates hin zu einem aktivierenden Sozialstaat erfahren damit zwar bestimmte „Gesellschaftsmitglieder, die sich in die Sphäre der Produktion bzw. Verwertbarkeit eingliedern lassen und den Staat von Transferleistungen entlasten, [...] eine partielle Integration in ein Privilegiensystem, das zuvor konsequent nach Geschlecht, Sexualität, Ethnizität, sozialem Milieu, (Dis-)Ability unterschieden hat“ (Walgenbach 2015, S. 41).

Die Effekte sozialer Ungleichheit verschwinden dadurch aber keinesfalls, sondern sie verschärfen sich vielmehr für all jene, welche der flexibilisierten Norm nicht bzw. weniger gut entsprechen können, wodurch deren Scheitern – ob in beruflicher, geschlechtlicher oder sexueller Hinsicht – zum selbstverantworteten Risiko verkehrt wird und die asymmetrisch strukturierten materiellen und

symbolischen Bedingungen hinter den Prozessen der Selbstverwirklichung über die Meritokratie legitimiert und hierüber zugleich invisibilisiert werden. Daraus ist zu schließen, dass Prekarisierungsprozesse in der Konsequenz *alle* Gesellschaftsmitglieder betreffen. Sie können weder als uneingeschränkt zu begrüßende noch als prinzipiell zu verwerfenden Veränderungen betrachtet werden, sondern sind in einer dialektischen Bewegung auf ihre affirmativen wie auch subversiven Potenziale zu befragen, um im Akt der Vereinnahmung das Moment der Freiheit zu erkennen und umgekehrt.

Ausblick: Zur Prekarität von Heteronormativität

Wie eine dialektische Analyse kultureller Werteverstärkungen und gesellschaftlicher Prekarisierungsprozesse aussehen kann, wenn sie intersektionale Differenzverhältnisse zu berücksichtigen sucht, veranschaulicht Volker Woltersdorff (2017), indem er die Prekarisierung von Heteronormativität *als* ein gouvernementales Projekt beschreibt. Auch Woltersdorff geht davon aus, dass die zunehmende Abwehr von Vielfalt als eine Gegenbewegung zur strukturellen Entgarantierung vormals exklusiver – insbesondere heteronormativer – Privilegien gedeutet werden kann. Aus einer diskurstheoretischen Perspektive heraus demaskiert er, wie sich die Entselbstverständlichung von Heteronormativität zugleich als Komplizin der Prekarisierung der Arbeits- und Lebensverläufe darstellt – und *vice versa*. Als bedeutsam erweist sich erneut der Sachverhalt, dass die Prekarisierung von Heteronormativität durch Wandel *und* Persistenz kennzeichnet ist, wie etwa anhand der sogenannten ‚Ehe für Alle‘ veranschaulicht werden kann.⁸

Eingeschlossen in die prekäre Normalität werden diejenigen, die die Norm weniger verletzen als andere: männlich wirkende Schwule eher als Tanten, Schwule eher als Lesben, Mittelstands-Homos eher als Hartz-IV-Homos, Cis*-Menschen eher als Trans*-Menschen und weiße Queers eher als Queers of Colour. Auf diese Weise gelingt es, sowohl heteronormativitätskonforme als auch heteronormativitätsnonkonforme Menschen zu disziplinieren: die einen durch Androhung, ihre Privilegien zu suspendieren, die anderen durch die Inaussichtstellung, sie an diesen Privilegien teilhaben zu lassen (Woltersdorff 2017, S. 40).

Die Janusköpfigkeit heteronormativer Prekarisierung entfaltet damit eine eigentümliche normative Zugkraft, die sowohl (eher) konforme als auch (eher) non-konforme Subjekte im Sinne der *Gouvernementalität* zu disziplinieren weiß. Gerade dieser Umstand vermag womöglich aus gesellschaftsanalytischer Perspektive heraus, zu erklären, weshalb die Kritik an Gender und Queer Studies *nicht nur* von anti-feministischer, *sondern ebenso* von queer-feministischer Seite aus zugenommen hat, also gerade von jenen Subjekten artikuliert wird, die zwar

einerseits noch strukturelle, heteronormative Deprivilegierung erfahren, sich andererseits aber zunehmend in die erweiterte, flexibilisierte und prekäre heteronormative Ordnung integriert sehen und von dieser profitieren – z.B. (*weiße, able-bodied*) Schwule (aus der Mittelschicht) oder (lesbische, Cis-) Frauen (mit deutscher Staatsbürgerschaft).

Erscheint die gesellschaftliche (De-)Privilegierung des eigenen geschlechtlichen und sexuellen Subjektstatus‘ vor dem Hintergrund sich ausweitender Prekarisierungsprozesse als revisibel und die Anerkennung der eigenen Subjektposition aufgrund flexiblierter Ent-/Valorisierungsprozesse als fragile Ordnung, die vermeintlich primär von der Einzigartigkeit, dem kulturellen und ökonomischen Integrationswillen in gesellschaftlich relevante Felder sowie der individuellen Fähigkeit zur Selbstoptimierung abhängt, ist es nur plausibel, wenn Subjekte ein Eigeninteresse an performativen (Re-)Souveränisierungspraktiken entwickeln, um im Rekurs auf anti-pluralistische Diskursstränge durch die Abwehr von Kritik zur Stabilisierung der eigenen Lebensweise beizutragen. Für die Subjekte ist es hierbei gleichsam funktional, dass die Re-Stabilisierung der eigenen Subjektposition über die Diffamierung ‚anderer‘ Subjektpositionen erfolgt, erscheinen diese unter Bedingungen prekarisierter Arbeits- und Lebensverläufe sowie flexiblierter Ent-/Valorisierungsprozesse innerhalb neoliberal strukturierter Gesellschaften, die Differenz und Singularität als sozioökonomischen Marktfaktor (an-)erkannt haben, am Ende immer auch als Konkurrent*innen im globalisierten Wettbewerb um kulturelle Anerkennung, materielle Ressourcen und als potenzielle Bedrohung für die, womöglich schon immer selbstverständlichen oder gar erst vor kurzem erlangten, Privilegien. Formen der kollektiven Bündnispolitik und Akte der intersektionalen Solidarität werden hierdurch freilich strukturell be- und individuell verhindert. Hiervon zeugt nicht zuletzt der Sammelband *Beißreflexe*, „in dem *weiße* junge Menschen, oft durch ein Studium privilegiert, die Vorteile einer Welt ohne Kritik, die sich auf sie richtet, propagieren“ (Voß 2017, o.S.).

Anmerkungen

- 1 EMMA Juli/August 2017, S. 66ff.
- 2 <https://www.zeit.de/2017/32/gender-studies-feminismus-emma-beissreflex> [Abgerufen am 22.07.2018].
- 3 Online unter: <https://missy-magazine.de/blog/2017/07/12/the-sargnagel-talks-back-eine-replik-auf-die-emma/> [Abgerufen am 22.07.2018].
- 4 Online unter: <https://www.zeit.de/2017/33/gender-studies-judith-butler-emma-rassismus> [Abgerufen am 22.07.2018].
- 5 Der Begriff der *diskursiven Verkettung* wird von Elisabeth Tuider (2016) im Zusammenhang mit rechtspopulistischen Diffamierungen der Sexualpädagogik verwendet.

- Unter diesem Begriff versteht die Autorin konstruierte sprachliche Verbindungslinien, die problematische Verhältnisse oder Verhaltensweisen suggerieren. Ein Beispiel im Zusammenhang mit der Diskreditierung der Sexualpädagogik stellt etwa die Verkettung von „Altersangabe, Reizwort (wie z.B. „Puff“ oder „Gang-Bang“ oder „Dildo“) und dem Stichwort „praktische Übung“ [dar], wobei letzteres die Imagination nicht nur von Sexualität im Klassenzimmer, sondern auch von Sexualität zwischen ‚verführtem Kind‘ und sexualpädagogisch tätigen Erwachsenen nahe legt“ (Tuider 2016, S. 179).
- 6 In Anschluss an Heike Raab (2004) und im Gegensatz zu der akademischen Tendenz, sexualitätsbezogene und geschlechterbezogene Forschungsfragen ex- oder implizit auf Gender *oder* Queer Studies aufzuteilen, „begreife ich die Analysekategorien *queer* und *gender* nicht als feststehende Entitäten oder klar abgrenzbare Forschungsfelder, sondern als konstitutives Wechselverhältnis, in dem beide Begriffe in einem dynamischen Verhältnis zueinander stehen“ (Raab 2004, S. 58). Gleichwohl sich der akademischen Tendenz folgend in den EMMA-Beiträgen entsprechende Grenzziehungen zwischen Gender und Queer zeigen (Vukadinović 2017, S. 67), werden letztlich beide Begriffe aufgrund ihres essentialismuskritischen Gehalts in vielen Texten miteinander vermengt, sodass es für die vorliegende Analyse nicht sinnvoll erscheint, die Begriffe weiter auszudifferenzieren. Dem folgend werden Queerfeminismus, Gender und Queer Studies oder Theory/Theorien im Beitrag synonym verwendet, sodass immer *beide* Begriffe bei der Darstellung der ‚Kritik‘ an Gender/Queer (z.B. Gender-Clan) gemeint sind.
 - 7 Etwa nach dem Spannungsfeld von Gleichheit und/oder Differenz von Geschlecht, wie es seit den 1960er Jahren innerhalb feministischer Strömungen verhandelt wird, oder nach dem *Nature-Nurture-Verhältnis*, wie es seit den 70er Jahren im Zusammenhang mit feministischer (Natur-)Wissenschaftskritiken (vgl. Haraway 1988) diskutiert wird, nach den Analysemöglichkeiten und -grenzen *intersektionaler Differenzverhältnisse*, wie sie seit den 80er Jahren innerhalb verschiedener sozialpolitischer Bewegungen diskutiert werden, nach den Wegen zweigeschlechtlicher *Sozialisation*, *heteronormativer Subjektivation* oder den fortlaufenden Prozessen des *Doing Genders* und *Doing Difference*, wie sie seit den 90er Jahren in der Pädagogik empirisch erforscht werden.
 - 8 Aus Perspektive der *Queer Theory* wäre u.a. zu fragen: Wer sind alle und warum nur zu zweit?

Literatur

- Biskamp, Floris (2017): Beißreflexe: Je böser, desto mehr freu'n sich die Leut'! Online unter: <https://www.ruhrbarone.de/beissreflexe-je-boeser-desto-mehr-freun-sich-die-leut/144213> [Abgerufen am 22.07.2018].
- Casale, Rita/Forster, Edgar (2006): Einleitung: Der neue Mann oder die Wiederkehr der Natur im Sozialen. In: *Feministische Studien*, 24 (2), S.185–207.
- Çetin, Zülfukar/Voß, Heinz-Jürgen (2016): Schwule Sichtbarkeit - schwule Identität. Kritische Perspektiven. Gießen.
- Dausien, Bettina/Walgenbach, Katharina (2015): Sozialisation von Geschlecht – Skizzen zu einem wissenschaftlichen Diskurs und Plädoyer für die Revitalisierung einer gesellschaftsanalytischen Perspektive. In: Dausien, Bettina/Thon, Christine/Walgenbach,

- Katharina (Hrsg.): Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft, 9 (1), Geschlecht – Sozialisation – Transformation. Opladen/Berlin/Toronto, S. 17–50.
- Degele, Nina (2003): Happy Together: Soziologie und Gender Studies als paradigmatische Verunsicherungswissenschaften. In: Soziale Welt 54 (1), S. 9–29.
- Degele, Nina (2008): Gender/Queer Studies. Eine Einführung. Paderborn.
- Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene (Hrsg.) (2015): Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen. Bielefeld, S. 53–71.
- Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene (2017): Unterscheiden und herrschen. Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart. Bielefeld.
- Hark, Sabine (2018): Interview mit Sabine Hark über das Urteil zum Dritten Geschlecht. In: Der Standard. Online unter: <https://www.derstandard.de/story/2000082424988/genderforscherin-sabine-harkurteil-stellt-eine-zeitenwende-dar> [Abgerufen am 22.07.2018].
- Hark, Sabine (2016): Heteronormativität revisited. Komplexität und Grenzen einer Kategorie. In: Paul, Barbara/Tietz, Lüder (Hrsg.): Queer as ... - Kritische Heteronormativitätsforschung aus interdisziplinärer Perspektive. Bielefeld, S. 53–72.
- Haraway, Donna J. (1988): Situated knowledges: The science question in feminism and the privilege of partial perspectives. *Feminist Studies* 14 (3), S. 575–599.
- Hartmann, Jutta (2002): Vielfältige Lebensweisen. Dynamisierungen in der Triade Geschlecht-Sexualität-Lebensform. Kritisch-dekonstruktive Perspektiven für die Pädagogik. Opladen.
- Hayner, Jakob (2017): Schutzräume. Der Ausschluss von Denken und Welt? In: EMMA, Juli/August 2017, S. 72–73.
- Holland-Cunz, Barbara (2018): Was ihr zusteht. Kurze Geschichte des Feminismus. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ). Zeitschrift der Bundeszentrale für politische Bildung. 68 (17), S. 4–11.
- Klenk, Florian Cristobal/Langendorf, Lisa-Marie (2016): Pädagogische Genderkompetenz: Ambivalenzen eines schillernden Begriffs. In: GENDER Sonderheft 3. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft. Bewegung/en. Beiträge zur 5. Jahrestagung der Fachgesellschaft Geschlechterstudien. Opladen/Berlin/Toronto, S. 121–133.
- Kluge, Sven/Liesner, Andrea/Weiß, Edgar (Hrsg.) (2015): Inklusion als Ideologie. Jahrbuch für Pädagogik. Frankfurt/M.
- Koller, Hans-Christoph/Casale, Rita/Ricken, Norbert (Hrsg.) (2014): Heterogenität. Zur Konjunktur eines pädagogischen Konzepts. Schriftenreihe der Kommission Bildungs- und Erziehungsphilosophie in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft. Paderborn.
- Kunstreich, Tjark (2017): Verdrängung. Die bittere Lehre aus Orlande. In: EMMA, Juli/August 2017, S. 74–78.
- L'Amour laLove, Patsy (2017a) (Hrsg.): Beißreflexe. Kritik an queerem Aktivismus, autoritären Sehnsüchten, Sprechverboten. Berlin.
- L'Amour laLove, Patsy (2017b): Zum Sammelband. In: Dies. (Hrsg.): Beißreflexe. Kritik an queerem Aktivismus, autoritären Sehnsüchten, Sprechverboten. Berlin, S. 9–15.
- L'Amour laLove, Patsy (2017c): Beißreflexe. Kritik an queerem Aktivismus, autoritären Sehnsüchten, Sprechverboten. In: Dies. (Hrsg.): Beißreflexe. Kritik an queerem Aktivismus, autoritären Sehnsüchten, Sprechverboten. Berlin, S. 16–43.

- L'Amour laLove, Patsy (2017d): Die schwule Gefahr. Von einem queeren Buch gegen homosexuelle Sichtbarkeit. In: Dies. (Hrsg.): *Beißreflexe. Kritik an queerem Aktivismus, autoritären Sehnsüchten, Sprechverboten*. Berlin, S. 160–165.
- Linkerhand, Koschka (2017a): Identitäten. Das Ende des Frauseins? In: EMMA, Juli/August 2017, S. 70–71.
- Linkerhand, Koschka (2017b): Treffpunkt im Unendlichen. Das Problem mit der Identität. In: L'Amour laLove (Hrsg.): *Beißreflexe. Kritik an queerem Aktivismus, autoritären Sehnsüchten, Sprechverboten*. Berlin, S. 52–60.
- Maihofer, Andrea (1999): Geschlecht als Existenzweise. Sulzbach/Taunus.
- Metz-Göckel, Sigrid (2018): Angst vor einer Mücke? Zu den Verschwörungspantasien der Sprachfanatiker. In: *Blog interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Online unter: [https://www.genderblog.de/index.php?id=419&tx_p2blog_pi1\[post\]=32&tx_p2blog_pi1\[action\]=show](https://www.genderblog.de/index.php?id=419&tx_p2blog_pi1[post]=32&tx_p2blog_pi1[action]=show) [Abgerufen am 22.07.2018].
- Messerschmidt, Astrid (2010): Distanzierungsmuster. Treffpunkt im Unendlichen. Das Problem mit der Identität, S. 41–57.
- Messerschmidt Astrid (2016): Postkoloniale Selbstbilder in der postnationalistischen Gesellschaft. In: *Zeitschrift für Geschlechterforschung und visuelle Kultur*, 59, S. 24–37. Online unter: https://www.abpaed.tu-darmstadt.de/media/gender/onlinepublikationen/postkolonial_messerschmidt_1350-1493-1-SM.pdf [Abgerufen am 22.07.2018].
- Reckwitz, Andreas (2017): *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*. Berlin.
- Sauer, Birgit (2011): Migration, Geschlecht, Gewalt: Überlegungen zu einem intersektionalen Gewaltbegriff. In: *GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 3(2), S. 44–60.
- Schwarzer, Alice (2017a): Ein Abend in Würzburg. In: EMMA, Juli/August 2017, S. 6–7.
- Schwarzer, Alice (2017b): Der Rufmord. In: *Zeit-Online*. Online unter: <https://www.zeit.de/2017/33/gender-studies-judith-butler-emma-rassismus> [Abgerufen am 22.07.2018].
- Schneider, Christian (2010): Besichtigung eines ideologisierten Affekts. Trauer als zentrale Metapher deutscher Erinnerungspolitik. In: Jureit, Ulrike/Schneider, Christian (Hrsg.): *Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung*. Stuttgart, S. 105–212.
- Sigusch, Volkmar (2005): *Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion*. Frankfurt/M.
- Thon, Christine (2012): Individualisierte Geschlechterordnungen? Feministische und hegemonieanalytische Kritik eines modernisierungstheoretischen Konzepts. In: Moser, Vera/Rendtorff, Barbara (Hrsg.): *Riskante Leben? Geschlechterdimensionen reflexiver Modernisierungsprozesse. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft*, 8(1). Opladen, S. 27–43.
- Tuider, Elisabeth (2016): Diskursive Gemengelagen. Das Bild vom ‚unschuldigen, reinen Kind‘ in aktuellen Sexualitätsdiskursen. In: Henningsen, Anja/Tuider, Elisabeth/Timmermanns, Stefan (Hrsg.): *Sexualpädagogik kontrovers*. Weinheim/Basel, S. 176–193.
- Walgenbach, Katharina (2015): Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen. In: Walgenbach, Katharina/Stach, Anna (Hrsg.): *Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen*. Opladen/Berlin/Toronto, S. 21–48.
- Wetterer, Angelika (2003): Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.): *Achsen der Differenz*. Münster, S. 286–319.

- Wettig, Hannah (2017): Beißreflexe. Gewalt als Antwort auf Kritik. In: EMMA, Juli/August 2017, S. 64–65.
- Wimbauer, Christine/Motakef, Mona/Teschlade, Julia (2015): Prekäre Selbstverständlichkeiten. Neun prekarisierungstheoretische Thesen zu Diskursen gegen Gleichstellungspolitik und Geschlechterforschung. In: Henningsen, Anja/Tuider, Elisabeth/Timmermanns, Stefan (Hrsg.): Sexualpädagogik kontrovers. Weinheim/Basel, S. 41–57.
- Woltersdorff, Volker (2017): Das gouvernementale Projekt der Prekarisierung von Heteronormativität. In: Vivar Herrera, Maria Teresa/Rostock, Petra/Schrimer, Uta/Wagels, Karen (Hrsg.): Über Heteronormativität. Auseinandersetzungen um gesellschaftliche Verhältnisse und konzeptuelle Zugänge. Münster, S. 32–50.
- Voß, Heinz-Jürgen (2017): Die Kritik in „Beißreflexe“ hat keinen intellektuellen Biss, sondern will nur verletzen. Eine Auseinandersetzung mit dem aktuellen Diskussionsstand. Online unter: <https://dasendedessex.de/die-kritik-beissreflexe-hat-keinen-intellektuellen-biss-sondern-nur-verletzen-eine-auseinandersetzung-mit-dem-aktuellen-diskussionsstand/> [Abgerufen am 22.07.2018].
- Vukadinović, Vojin Saša (2017): Gender Studies. Die Sargnägel des Feminismus? In: EMMA, Juli/August 2017, S. 66–69.

